

(Nachdruck verboten.)

89) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die beiden Brüder hatten ihr Diner beendet, als der jüngere zu dem älteren sagte:

„Hör' Gianni, bevor ich so weit komme, meinen ersten Ausgang in die Champs Elysées zu machen, möchte ich einmal in den Zirkus gehen.“

Gianni, welcher fühlte, welch schmerzlichen Eindruck ein solcher Abend auf seinen Bruder machen müsse, erwiderte ihm:

„Gut, wann Du willst . . . aber doch erst in einigen Tagen?“

„Nein, heute möchte ich hin, heut . . . ja, heut abend.“ — versetzte Nello in dem eigensinnigen Ton, mit dem er die Unentschlossenheit seines Bruders zu besiegen gewohnt war, wenn derselbe zögerte, etwas zu tun, das er wünschte.

„Gehen wir also hin,“ antwortete Gianni mit stiller Resignation. „Ich werde jemand im Kuhstall bitten, uns einen Fiaker zu holen.“

Er half seinem Bruder sich ankleiden, aber als er ihm seine Krücken reichte, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal einzuwenden:

„Du hast Dich heut schon sehr angestrengt . . . Du solltest wirklich einen anderen Tag wählen.“

Nello, mit einer Miene, die halb lächelte, halb zärtlich war, beobachtete das Schweigen eines Kindes, das von seiner Grille nicht lassen will.

Im Fiaker war er vergnügt, gesprächig, voll munteren Frohsinns, in dem er zuweilen neckende ironische Bemerkungen hinwarf, wie: „Solla, Gianni, gesteh's mir, es ist Dir wohl schrecklich, mich so wohltauglich zu sehen, nicht wahr?“

Man langte vor dem Zirkus an, Gianni nahm seinen Bruder in die Arme, hob ihn aus dem Wagen, und nachdem er ihm die Krücken gereicht, bewegten sich beide der Eingangstür zu.

„Gott . . . noch nicht!“ unterbrach Nello den Gang, bei dem Anblick des Gebäudes mit den flammenden Gassternen und dem Vernehen der heraufstöhnenden dumpfen Klänge der Musik plötzlich ernst werdend.

„Gut, noch nicht . . . warten wir!“ sagte Gianni. „Hier sind Stühle in der Allee, setzen wir uns einen Augenblick.“

Es war ein Tag Ende Oktobers, an welchem es unablässig geregnet hatte und an dessen Abend man nicht recht wußte, ob es noch fortregnete, oder nicht; einer jener Herbsttage in Paris, an denen der Himmel, die Erde, die Gebäude sich in Wasser zu baden scheinen und abends die Gasflammen sich wie Lichter ausnehmen, die auf Flüssen tanzen. In der einsamen Allee mit zwei oder drei dunklen Schattengestalten, die in der nassen Ferne schwammen, trieb schmutziges welkes Laub, das die Windstöße emporgewirbelt, den Brüdern entgegen, und gaben um ihre Füße her die runden Schatten der Sitze von zahlreichen gutgeputzten Stühlen auf dem schlammigen Boden das Bild einer unheimlichen Region von Krabben ab, wie man sie auf dem unteren Teil einer Seite in einem japanischen Album emporklimmen sieht.

Aus dem Innern des Zirkus ließ sich plötzlich das Schallen eines Applauses hören, so eines Beifallstobens der Menge, das klingt wie der Schall eines mächtigen Hausens zerschellender Zeller, der von der Zirkusdecke auf die Ränge herabprasselt.

Nello zuckte zusammen und sein Bruder sah die Augen des Armen sich gedankenvoll auf die Krücken richten, die an seiner Seite lagen.

„Es . . . es regnet!“ mahnte Gianni.

„Nein . . .“ erwiderte Nello, wie ein Mensch, der in Gedanken verloren, antwortet, ohne das Gehörte verstanden zu haben.

„Nun, Bruder, wie ist's, wollen wir nicht endlich hineingehen?“ fragte Gianni nach einigen Minuten wieder.

„Nein, laß sein . . . meine Lust ist vorüber. Ich . . . Weißt Du . . . ich würde mich genießen vor den Andern . . . Laß uns einen Fiaker nehmen, wir wollen nach Hause fahren.“

Während der Heimkehr war es Gianni unmöglich, seinem Bruder ein einziges Wort zu entlocken.

Für Nello gab es jetzt Tage vollständiger Entmutigung, an denen er sich weigerte, Übungen zu machen, den ganzen Tag über auf seinem Bett hingestreckt blieb und erklärte, daß er nicht wohl sei.

Gianni nahm ihn mit sich zu dem Chirurgen, der ihn so teilnahmsvoll behandelt hatte. Dieser gab Nello nochmals die Versicherung, daß er dahin gelangen werde, ohne Krücken zu gehen . . . späterhin, in einiger Zeit. Aber aus gewissen unbestimmten Worten, gewissen zweifelnden Fragen, die der Chirurg halbblau an sich selbst gerichtet in jenem murmelnden Selbstgespräch, wie Männer der Wissenschaft es wohl mit sich halten; aus gewissen Äußerungen, in denen von der Frage eines Festerwerdens des Gelenkes an der Fußwurzel des Schienbeins, von der Schwierigkeit die Rede war, das rechte Bein fernerhin im Fußgelenk zu biegen . . . aus allem diesen nahm Nello eines Tages die Befürchtung mit sich nach Hause, nicht mehr springen zu können, alle gymnastischen Exerzitten nicht mehr ausführen zu können, welche Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des unteren Teiles der Beine erfordern.

Allmählich schlich sich bei beiden Brüdern, ohne daß sie miteinander darüber gesprochen, der wehevolle Gedanke ein, daß das Werk und das Glück ihres Lebens, jenes enge Verbundensein Beider, in welchem sie ihre Neigungen wie ihre Leistungen körperlicher Gewandtheit in ein gemeinschaftliches Eines verschmolzen hatten, dem Moment nahe sei, wo es aufhören zu existieren. Und dieser Gedanke, der anfangs nur wie ein erschreckender Blitz des Momentes das Hirn des Einen oder des Anderen von ihnen durchkreuzt, nur die ängstliche Befürchtung einer Sekunde, ein banger, flüchtiger Zweifel gewesen, den sie alsbald mit der ganzen liebenden und hoffenden Kraft ihrer innigen gegenseitigen Zuneigung wieder von sich gewiesen: er gewann, als Tage auf Tage ver-rannen, ohne Besserung zu bringen, im tiefsten Innern Beider Dauer und Halt und wurde zur Ueberzeugung. Unmerkbar und allmählich vollzog sich dieser düstere Wandel in der Erkenntnis der beiden Brüder und gestaltete sich zu dem Gemälde etwa der Szenerie um einen tödlichen Krankheitsfall her, den weder der Sterbende noch der Lebende an seiner Seite anfangs für tödlich haben halten wollen, der aber mit dem, was jede Woche neu an Beuruhigendem bringt, mit dem, was die Umgebenden auf ihren Gesichtern lesen lassen, was aus erlauschten Äußerungen der Ärzte geschlossen werden muß, was die Träume düsterer Stunden und das Nachgrübeln in schlaflosen Nächten vor die Seele führt, mit allem dem, was zu Angst und Befürchtung spricht, was in dem Schweigen des Krankenzimmers wisperst: der Tod! der Tod! der Tod! — mit allem diesen durch eine langsame Aufeinanderfolge bitterer Kunde und niederdrückender Wahrnehmungen nach und nach die unbestimmte Angst der früheren ersten Stunden zu einer sicheren Gewißheit für den werden läßt, der stirbt, wie für den Anderen, der ihn sterben sieht.

Nello lag auf seinem Bett, lang ausgestreckt, eine braune Decke über seine starren Beine geworfen, traurig und still, ohne ein Wort der Erwiderung auf die tröstende Zusprache seines Bruders, der an seiner Seite saß.

„Du bist noch jung, Nello, sehr jung,“ sagte Gianni.

„Die Sache wird sich bessern, mein kleiner . . . und was lutz, wenn man wirklich ein Jahr warten muß, zwei Jahre allenfalls, ohne zu arbeiten . . . nun gut, so warten wir! . . . Es wird uns noch eine hübsche Reihe von Jahren bleiben, um unsere Nummer zu machen. . . .“

Nello schwieg noch immer.

In dem kleinen Gemach begannen die Dinge um die Brüder her im eingetretenen Abenddunkel zu verschwimmen; nur noch wie bleicher Schimmer hoben sich aus der melancholischen Szenerie des Zimmers ihre Gesichter, die auf der Decke gekreuzten Hände des Jüngeren und an einem Haken in einer Ecke des Gemachs das Silber seines Kostüms als Gymnastiker ab.

Gianni erhob sich, um ein Licht anzuzünden.
 „Daß uns ohne Licht bleiben,“ lehrte Nello ab.
 Gianni nahm wieder neben seinem Bruder Platz und begann von neuem zu ihm zu sprechen, von dem Wunsch beseelt, ihm wenigstens ein Wort der Hoffnung auf die Zukunft zu entlocken, auf eine bessere Zukunft, ob sie auch fern läge.

„Nein!“ unterbrach Nello seinen Bruder plötzlich. „Nein, ich weiß es: ich werde nie wieder arbeiten können. . . nie wieder, hörst Du wohl, nie wieder!“ Und dieses wiederholte bezweifelte: „Nie wieder!“ des jüngeren Bruders ertönte bei jeder Wiederholung in einer tieferen Erregung, bis zu einer Art von verhaltener Wut gesteigert. Dann, in dem bitteren Schmerz des Künstlers, der sein künstlerisches Können getötet fühlt, indes er selbst noch lebt, brach es aus dem unglücklichen jungen Mann wie ein Ausschrei hervor: „Das sind, sieh her, das sind ein Paar Beine, die „hin“ sind fürs Geschäft, sage ich Dir!“

Er kehrte sich ab, das Gesicht der Wand zu, als ob er schlafen wolle, oder als wolle er seinen Bruder verhindern, weiter zu ihm zu sprechen. Bald aber fuhr die abgewandte, der Mauer zugekehrte Gestalt mit einer Stimme fort, in der es wie Klagen einer Frau klang:

„Freilich, freilich, der schöne Zirkus! . . . War es heut holl im Zirkus? . . . Ah, all die Augen der Zuschauer dort, die auf uns gerichtet waren! . . . Und wie es einem in der Brust pochte und die anderen alle das mit uns fühlten! . . . Und das Gedränge außen an der Kasse . . . und unsere Namen mit großen Buchstaben auf den Affichen! . . . Weißt Du noch, Gianni, was Du mir sagtest, als ich noch klein war . . . von einer neuen Nummer . . . einer neuen Nummer, die Du für uns erfinden wolltest? . . . Oh, Du dachtest, ich verstände das nicht . . . aber gewiß, ich verstand es ganz gut, und ich wartete darauf . . . wartete ungeduldig darauf so gut wie Du, trotz allem, was ich schwagte, um Dich damit zu necken . . . ich tat es ja nur, um Dich anzutreiben . . . glaube mir doch, ich tat es, um Dich anzuspornen . . . und nun endlich, da alles fertig war . . . in diesem Moment . . . da, sieh her — da ist alles aus für mich . . . die Bravos, die Applause — alles!“

(Schluß folgt.)

Ein Blatt aus dem Buche des Lebens.

Von Klara Koefoed.

Deutsch von Bernhard Mann.

Der große Marktplatz lag in der Morgendämmerung. Die Dächer waren mit Reis bedeckt und die Pflastersteine waren glatt und glänzend, als seien sie mit dem feinsten Diamantstaub bestreut. Die Luft war eifig kalt, und kam eine Elektrische mit ihren Feuer- augen vorüber, so klang es in der Stille, als seien es keine Schienen, sondern Röhre, über die sie die wenigen Passagiere beförderte, die an dem frühen Morgen in den Wagenenden zusammenkrochen oder mit einer brennenden Zigarre draußen Wind und Wetter trogten.

Ueber der Kuppel des königlichen Theaters und den Dächern der großen Hotels lag ein goldiger Schein, der immer größer und klarer wurde, bis das Tageslicht sich über den Horizont ausbreitete.

Ein älterer Mann im Ueberzieher und rundem Filzhut kam langsam mit einem Hund an der Leine über den Marktplatz. Der Hund zog und zerrte ihn mit sich fort, als eile er einem bestimmten Ziele zu. Hin und wieder mußte er aber in Folge eines asthmatischen Anfalles Halt machen. Dann lief er mit der Schnauze dicht an der Erde weiter und blieb plötzlich bei einem weißen Stück Papier stehen, das der Wind auf seinen Weg geführt hatte, verrichtete seine Not- durst und sehte seine Fahrt fort.

Eine Frau in mittleren Jahren mit einem mächtigen Palet Zeitungen in einem blau- und rotkarlierten Tuch eilte dem Halte- platz der Elektrischen zu. Es glückte ihr in dem Augenblick den Tritt zu erreichen, als der Wagen sich in Bewegung setzte, und der Schaffner half ihr mit ihrer Last beim Einsteigen.

Sie setzte sich mit ihren Zeitungen auf dem Schoß nieder, holte vorsichtig eine heraus und legte sie oben auf das karierte Tuch, als der Schaffner sich in der Tür zeigte.

„Legen Sie das Palet nur neben sich auf den Sitz,“ sagte er freundlich.

„Wollen Sie das Neueste lesen?“ Die Frau reichte ihm das Blatt.

„Danke“, er legte die Hand an die Milche, „das ist ja eine ganze Last, die Sie mit sich herumführen — wie weit fahren Sie?“

„Bis zum Nordbahnhof. Ich wohne aber ganz unten im Süden und hole die Zeitungen aus dem Centrum!“

Der Wagen hielt an einer Haltestelle und eine Dame kam herein. Sie kroch in ihrem gefüllten Mantel zusammen und bohrte die Hände tief in den Wuff.

„Hier zieht es“, sagte sie. „Zieht sich die Tür nicht fester schließen?“

Die Zeitungsfrau schob an der Tür, es glückte ihr aber nicht, sie von der Stelle zu bewegen.

„Ich finde sonst, daß das viele Licht die Wagen schön warm hält. Es ist nicht mehr wie in alten Tagen, als die Wagen so dunkel waren, daß man unwillkürlich wieder einnickte. Damals halfen mir meine Kinder bei den Zeitungen, und es hielt manchmal sehr schwer, sie aufzumuntern, wenn sie hinaus mühten. Heutigen Tages würde es schon leichter gehen.“

Die Dame antwortete ihr nicht, sondern blickte sie nur mit einem halb neugierig, halb beleidigten Ausdruck an, zog darauf in dem großen, zottigen Stragen den Kopf zurück und schloß einen Augenblick die Augen.

Der Schaffner kam und kassierte das Fahrgeld ein.

„Ihr Blatt scheint große Fortschritte zu machen. Man sieht es jetzt überall und nicht nur die kleinen Leute kaufen es.“

„Ja, es ist auch sehr stül und nimmt sich besonders der kleinen Sachen an,“ meinte die Frau; „als mein armer Junge im vorigen Jahre von der Elektrischen fiel und sich das Rückgrat brach, da brachten die anderen Zeitungen nichts davon. Sie sagten sich wohl, daß das Leben eines kleinen Milchjungen keine Rolle spielt. In meinem Blatte stand es aber ganz ausführlich, und als der arme Paul starb, habe ich denn auch von allen Seiten Hilfe bekommen.“

Der Schaffner mußte hinaus.

„Es war so merkwürdig mit dem Knaben“, fuhr die Frau halb für sich, aber doch an die Dame gewandt fort, die sie fortwährend mit einem fast beleidigten Ausdruck anblickte, „er war so ein frischer, kleiner Junge, der mich gewiß ebenso gut ernährt hätte, wie sein Vater es getan hat. Er fürchtete sich aber vor der Dunkelheit. Im Winter besiel ihn jeden Morgen eine entsetzliche Angst, wenn er allein auf die Straße hinaus sollte, und er mußte ja schon um fünf auf dem Platz sein. Abends, wenn ich im Bett lag und glaubte, daß er schon längst schlafte, konnte er im bloßen Hemd zu mir kommen. Ich fühlte es dann fast, wie seine ängstlichen Augen im Dunkeln an mir hingen, und während er seine Wangen auf mein Bettkissen legte, bat er: „Mutti! Mutti! Begleit’ mich morgen früh ein Stück, nur ein kleines Stückchen, Mutti!“ Und er fuhr fort zu bitten, bis ich es ihm zusagte. Fragte ich ihn, weshalb er sich fürchtete, so wußte er es nicht. Er meinte aber, es sähe etwas in ihm, das im Dunkeln immer zum Ausbruch käme. Ging ich dann mit ihm, so steckte er übergelächelt seinen kleinen Arm unter meinen Schal, und dann schien der Weg ihm so kurz, weil er sein Mutti bei sich hatte. Am liebsten hätte ich ihn gar nicht hinausgeschickt. Ich konnte das Geld aber nicht entbehren, das er verdiente. Da ich erst um 7 Uhr auf der Zeitungs- expedition zu sein brauchte, begleitete ich ihn gewöhnlich ganz bis nach der Molkerei hinaus. Auf dem Rückwege traf ich dann die anderen Kinder.“

Da kam der Heiligabend. An diesem Abend wurde er immer in einem Hause beschert, wo er täglich die Milch brachte. Diesmal war die Beschierung besonders reich ausgefallen, und als er sich verabschiedete, hatte die Frau des Hauses ihm seine Geschenke in einem großen Palet mit auf den Weg gegeben. Das Palet sollte aber sein Unglück sein. Beim Aufspringen auf den schon in der Fahrt begriffenen Straßenbahnwagen hatte er sich des Palets wegen nicht ordentlich festgehalten und war rücklings auf das Straßen- pflaster gestürzt.

Wir warteten und warteten auf ihn und schließlich kam die Nachricht, daß er ins Krankenhaus geschafft sei. Es wurde mir ge- stattet, den Abend und die Nacht bei ihm zu bleiben. In einem lächeln Augenblick fragte er nach dem Verbleib des Palets. Ich konnte ihm aber keine Auskunft geben. Erst später ist es in meinem Wäse gelangt. Dann stöhnte und klagte er wieder, ließen die Schmerzen aber etwas nach, so sagte ich einige Worte auf, die ich mir nach und nach zurecht legte. Es drehte sich um ein Weihnachts- geschenk, das er für mich bestimmt hatte. Er hatte die ganze Zeit, während er als Milchjunge im Dienst war, gespart und hatte sich für mich in voller Uniform — photographieren lassen. — Gegen Morgen starb er.“

Die Frau wuschte mit dem Zipfel ihres Schals den Tau von der Fensterscheibe, um zu sehen, wo sie waren, oder um ihre Be- wegung zu verbergen. —

„Als ich nach Hause kam, stand sein Bild in der Sofaecke. Das war mein kleiner, prächtiger Junge mit den treuherzigen Augen, die mich anschauten, wie sie es zu tun pflegten, wenn er sich in meiner Nähe so recht wohl fühlte. Die Milche sah schief auf dem Kopf, und das Tuch, das er um den Hals gebunden hatte, hing mit beiden Enden glatt auf die gestreifte Wäse hinab. Es lagen auch noch einige kleinere Bilder auf dem Tisch, an dem großen hatte er aber einen Zettel geheftet, auf dem von seiner Hand die Worte standen: „Zum Dank für treue Begleitung, liebe Mutter, von diesem hier!“

Die Dame war längst hinausgegangen, der Schaffner stand aber in der Tür und hörte zu.

„Nordbahnhof!“ sagte er, nahm das Palet und half ihr hinaus. Ein freundliches „Danke!“ und er zog zur Weiterfahrt die Leine, während die Zeitungsfrau zwischen Wagen und Menschen ver- schwand.

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Ist der Pharao im roten Meer ertrunken? Diese Frage streift ein Feuilleton, das der bekannte Ägyptologe G. Maspero im „Journal des Débats“ veröffentlicht. Nach der bei den modernen Erforschern der jüdischen Geschichte vorherrschenden Annahme wäre der Pharao Menephtah der gewesen, unter dem die Juden ihren Auszug aus Ägypten vollzogen hätten und der dann bei ihrer Verfolgung mit seinem Heer im roten Meer umgekommen wäre. Nun aber besitzt das Museum in Kairo, dessen Direktor Maspero ist, seit 1899 eine Mumie Menephtahs. Am 8. Juli d. J. ist sie von Dr. Elliot Smith, Professor der medizinischen Akademie in Kairo, geöffnet und einer zwei Stunden währenden Untersuchung unterzogen worden. Nach der Meinung der Bibelgläubigen hätte man entweder eine falsche, aus Lumpen oder Holz hergestellte Mumie oder doch einen durch Aushalt im Wasser entstellten Leichnam finden müssen. Die Untersuchung brachte aber ein anderes Ergebnis. Zunächst wurde festgestellt, daß der Granitlaryx nicht zum erstenmal geöffnet worden war. Eine Horde von Leichenräubern, wie sie unter der 20. Dynastie, ein oder zwei Jahrhunderte nach Menephtah, in den Gräbern von Theben hausten, hat seinem Leichnam übel mitgespielt. Der Holzschrein, der ihn barg, wurde zerbrochen, die Innenbrüstung zerlegt und der Schmutz für Stück abgerissen. Allem Anscheine nach waren die Grabwächter selbst Komplizen bei diesem Werke. Jedenfalls haben sie sich bemüht, die Spuren des Geschehenen eiligst zu verwischen. Die Forscher, die diesmal die Mumie aus der Umhüllung lösten, nahmen wahr, daß die Diebe in ihrer Eile nicht vor der Verletzung der Leiche selbst zurückgeschreckt und mit der Art operiert hatten. Aber trotzdem ist der Leichnam, die Gesichtszüge vor allem, so gut konserviert, daß die Sicherheit vollkommen ist, daß die Inschrift nicht trägt und keine andere Person untergeschoben worden ist. Menephtah hatte eine Körperlänge von 1,72 Meter. Er war breitschultrig, hatte lange und kräftige Arme und starke Beine. Er war im Alter ziemlich fettleibig geworden. Daß er ein hohes Alter erreicht hat, geht aus der sehr fortgeschrittenen Arterienverkalkung und anderen Anzeichen hervor. Damit stimmen die Dokumente aus seiner Epoche überein. Menephtah ist also keineswegs als Verfolger der Juden mit Hof und Wagen im Roten Meer ertrunken. Denjenigen, die durchaus an der biblischen Darstellung festhalten wollen, bleibt nichts übrig, als einem anderen Pharao diese Rolle zuzuschreiben. Manche haben dies schon früher getan und Amenophis III. oder Seon II. genannt. Das sind natürlich nur ganz unbeglaubigte Hypothesen, die man so lange aufstellen kann, bis eine zufällig ermöglichte wissenschaftlich genaue Nachprüfung ihre Unrichtigkeit erweist. Denn daß ägyptische Dokumente über die von den Juden so gefeierte Begebenheit ihrer Geschichte Auskunft geben sollten, ist kaum zu erwarten. Wie Maspero sagt, war der Auszug aus Ägypten ein zu seiner Zeit sehr unwichtiges Ereignis: „Eine Horde fremder Sklaven entkommt aus dem Delta, vernichtet die Truppen, die zu ihrer Verfolgung ausgesendet werden und flüchtet in die Wüste Sinai. Was bedeutete dieser Grenzwischensfall gegenüber der libyschen Gefahr, die Menephtah im fünften Jahre seiner Regierung zurückgeworfen hatte, oder gegenüber den irysischen Invasionen, die bald nach ihm sein Reich beinahe zerstörten? Die Zeitgenossen bemerkten ihn kaum und die folgende Generation wußte nichts mehr davon.“

Aus dem Tierleben.

Die Meisen im Winter. Wenn der Winter naht, wird es im Wald und Feld recht still. Der muntere Gesang der Vögel ist verstummt, und man hört nur noch das heisere Gekrächz des Raben oder das Geschimpfe der Spatzen. Umsonst erfreut es den Spaziergänger, wenn er in der Stille des Waldes im Winter plötzlich ein fröhliches Stimmengewirr erklingen hört. Es sind Meisen, die es sich nicht verdrücken lassen, Kälte und Hunger in Kauf zu nehmen, um nur in der alten Heimat zu bleiben. Ihr helles „sit“, „sit“ tönt durch den Forst, dessen Bäume sie emsig nach Insekten und Larven absuchen. Ihr Flug verursacht ein schurrendes Geräusch, weil die Flügel kurz sind, daher auch eine weite Luftwanderung nicht zulassen. Kohl-, Blau-, Schwanz-, Gauben- und Bartmeisen haufen im Winter friedlich beieinander. Dankler schildert in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“, wie der Naturfreund sich durch Beobachtung dieser zierlichen Vögel eine Stunde stillen Gemüths verschaffen kann. Mit einem Spernglas läßt sich eine Kohlmeisenvilla gut belauschen. Die Tiere gewöhnen sich auch bald an die Nähe des Menschen und lassen sich in ihrer Tätigkeit dann nicht mehr stören, wenn sie nur nicht nutzwilig erschreckt werden. Theis beobachtete ein Meisenpaar, das seine Wohnung in einem Pumpengehäuse aufschlug. Der Eingang führte durch den Spalt, in dem sich der Schwengel auf- und abbewegte. In der Höhe der Rohöffnung um die Kolbenstange herum legten die Tierchen einen kleinen Heuboden an, indem sie Meiser auf den Rohrand legten. Ein sehr kunstvolles Flechtwerk von Heu, Stroh und Federn diente zur Verdichtung des Nestbodens. Auf dieses Flechtwerk wurde dann noch eine Lage aus Heu mit Watte vermischt aufgeschichtet. In seiner Unvernunft geht mancher Obstbaumbesitzer der Meise mit Pulver und Blei zu Leibe, weil sie in ihrem Jagdeifer manches Knospenteilchen mitnimmt. Wird aber eine solche abgehaute Knospe untersucht, dann eigt sie viele Eier oder Larven von

Insekten, die der Knospe auch sonst unfehlbar den Untergang bereitet hätten. An Orten, wo die Erle kleine Büsche beschattet oder wo alte Weiden stehen, findet sich die Sumpfmeise. Sie ist nicht so zänkisch wie die Kohlmeise, die mit ihren Nachbarn in ewigem Unfrieden lebt. Weil der Vogel die Nahrung mit einem hämmernben Geräusch aufnimmt, heißt er im Volksmunde auch „Meiser hämmernben“. Die Schwanz- und Bartmeisen sind unter ihren Artgenossen die Baumeister in der Vollendung, und das Nest der Bartmeise aus Grasshalmen, Wolle und Pflanzenfasern ist ein wirkliches Kunstwerk. Weil die Meise als Vogelpolizist in den Gärten und auch im Walde den Menschen wichtige Dienste leistet, sollte man sie mehr in Schutz nehmen und namentlich im Winter durch Einrichtung von Nist- und Futterplätzen dafür sorgen, daß sie nicht durch Hunger und Frost unterkommt.

Medizinisches.

Nachweis von Tuberkeln im Fleisch mittels Röntgenstrahlen. Wie G. Martel in den „Comptes Rendus“ der Pariser Akademie der Wissenschaften mitteilt, soll es mit Hilfe der Röntgenstrahlen sehr leicht sein, tuberkulöses Rind- oder Schweinefleisch zu erkennen. Es ist bekannt, welche Bedeutung einem solchen Nachweise zukommt und wie lange man sich vergeblich um eine sichere Methode bemüht hat. Bei Rindern sowohl wie bei Schweinen zeichnen sich die Tuberkelherde durch sehr starke Ablagerungen von Kalisalzen aus und diesen Umstand benutzte Martel für sein Verfahren. Untersucht man die Gewebe gesunder Tiere mit Röntgenstrahlen, so erweisen sie sich für die Strahlen fast vollkommen durchlässig und man erhält nur einen schwachen grauen Schatten. Die tuberkulöse erkrankte Teile dagegen treten infolge der starken Kalisalzauflagerung deutlich als dunkle, körnige Flecken hervor, die je nach dem Umfange der Tuberkelherde eine mehr oder weniger große Ausdehnung besitzen. Auf diese Weise soll es mit großer Sicherheit und verhältnismäßig geringer Mühe möglich sein, selbst die verstecktesten Tuberkelanhäufungen aufzufinden. Noch zuverlässiger soll die Radiographie arbeiten (d. h. mittels Röntgenstrahlen aufgenommene Photographien), doch ist ihre Anwendung mit zu großen Umständen verknüpft, so daß ihren Anwendbarkeit auf diesem Gebiete doch recht enge Schranken gezogen sind. Martel hofft in kommender Zeit praktische Vorkehrungen ausführen zu können, die es ermöglichen, derartige Untersuchungen des Schlachtviehes in großem Maßstabe auf den Schlachthöfen durchführen zu können. Es wäre in der Tat erfreulich, wenn wir in diesem Verfahren eine neue wirksame Handhabe zur Bekämpfung der furchtbaren Tuberkulose erhielten. Die Untersuchungen werden eifrig weiter fortgesetzt.

Hygienisches.

Gegen die Luftverderbnis! Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die schlechte Luft in unseren Wohnräumen die Ursache körperlichen Mißbehagens und so mancher Unpäßlichkeiten ist, für die kein anderer Grund gefunden werden kann. Die Luft, ohne die unser Dasein undenkbar ist, besteht aus einem Gemisch von 20,7 Prozent Sauerstoff und 78,8 Proz. Stickstoff; sie enthält daneben etwas Wasserdampf und 0,03 Proz. Kohlensäure. Der Mensch atmet täglich etwa 10 Kubikmeter Luft ein und nach Aufzehrung des Sauerstoffs flüßlich etwa 22,6 Liter Kohlensäure wieder aus. Die Kohlensäure und die Ausscheidungen unserer Hauttätigkeit verderben die uns umgebende Luft und erteilen ihr giftige Eigenschaften. Reiset beobachtete bei Tieren, daß sie bei weniger als 10 Proz. Sauerstoff in der Luft schneller atmeten und bei 4 Proz. Sauerstoff erstickten. Ueberschreitet der Kohlensäuregehalt der Luft eine Grenze, die einem gewissen Druck des Gases im Blut entspricht, so findet eine gefährliche Anhäufung des Gases im Blute statt. In einem 5 Meter breiten, 3 Meter langen und ebenso hohen Zimmer sind etwa 45 000 Liter Luft vorhanden. Befinden sich darin nur drei Menschen, so kommen auf jeden 15 000 Liter, darunter etwa 3000 Liter Sauerstoff. Wäre dieser Raum luftdicht verschlossen, so müßte, da jeder Mensch in 5 Stunden 100 Liter Kohlensäure abgibt, der Kohlensäuregehalt der Luft in dem Verhältnis von 0,6 Proz. zugenommen haben. Am Schluß der fünften Stunde wäre der Kohlensäuregehalt der Luft auf 0,63 bis 0,64 Proz. gestiegen, vorausgesetzt, daß kein Luftwechsel stattgefunden hätte. In chemischen Laboratorien und in Badezellen findet sich oft sehr viel Kohlensäure, ohne daß diese dem Menschen gefährlich wird. Es muß also noch eine andere Ursache für die schädliche Wirkung der verbrauchten Luft bestehen. Einige Forscher bezeichnen ein besonderes „Menschengift“, das Anthrotopoxin, als diese Ursache, und bei Versuchen mit Kaninchen, die d'Arsonval anstellte, starben die Tiere unter dem Einfluß dieses Giftes in kurzer Zeit. Mauer hat aber nachgewiesen, daß weder die Sauerstoffabnahme noch die Kohlensäurezunahme noch das Menschengift die Gefahr bedingt, sondern daß die Aussäufungen in der Luft unbeschädigt erregen, die Atmung stören und somit eine mangelhafte Blutverteilung mit ihren schädlichen Folgen verursachen. Auch die Ueberladung der Luft mit Wasserdampf spielt dabei eine große Rolle. Sache der Ventilation ist es nun, dafür zu sorgen, daß das Höchstmaß von 0,1 Proz. Kohlensäure nicht überschritten wird und die Räume von giftigen Verunreinigungen möglichst freigehalten werden. Nach Angabe des Gesundheitsingenieurs kann in den Schulen und Kasernen eine Luftverbesserung auch schon dadurch erzielt werden, daß die Schüler und Soldaten häufig zum Baden angehalten werden,

und darin scheint in der Tat ein sehr wichtiges Mittel zu liegen. Ein Ozonapparat, der kürzlich erfunden wurde, soll billig große und von Stickstoff freie Mengen von Ozon erzeugen. Wo die Luft ozonreich ist, ist sie stets von überlebenden Stoffen frei. Der Entdecker des Argon und Helium, Sir William Ramsay, hat die Erfindung geprüft und die billige und gute Leistung des Apparats anerkannt. Auf einem großen Auswandererschiff gelangte der Apparat mit gutem Erfolg zur Anwendung und dürfte bald im gewerblichen und häuslichen Leben Eingang finden.

Technisches.

Fluoreszierend elektrische Lampen. Edison, der unermüdlche Erfinder, hat die Idee der Röntgenstrahlen zur Konstruktion einer Lampe für Beleuchtungszwecke benützt. Die Lampe hat nach einem ihm erteilten amerikanischen Patent die äußere Form einer Röntgenröhre. In die innere Glasfläche der Vakuumröhre sind Kristalle von Wolfram oder Kalzium eingeschmolzen. Diese strahlen das von den Röntgenstrahlen her bestrahlte Fluoreszenzlicht in solcher Stärke aus, daß es zu Beleuchtungszwecken Verwendung finden kann. Der Energieverbrauch dieser Lampen soll sehr gering sein. Es bleibt nur noch abzuwarten, ob diese Erfindung auch einen tatsächlichen praktischen Wert hat und nicht ein interessanter Laboratoriumversuch ist.

Glühlampe und Quarzlampe. Ein neuer Versuch, eine Quarzlampe mit einer Kohlenfaden-Glühlampe zu kombinieren, ist zu verzeichnen. Die Lampe, die nicht viel größer als eine gewöhnliche Glühlampe ist, besteht aus einem U-förmigen Glasrohr, an dessen beiden Enden ein gleichfalls U-förmiger Kohlenfaden eingeschmolzen ist. In diesen beiden Enden befindet sich auch etwas Quecksilber. Im übrigen ist das Rohr luftleer gemacht. Im kalten Zustande ist das Quecksilber flüssig. Wird die Lampe eingeschaltet und kommt der Kohlenfaden ins Glühen, so verdampft das Quecksilber. Dieser Dampf ist dann stromleitend und leuchtet in bekannter Weise, so daß durch die Kombination dieses Lichtes mit dem vom Kohlenfaden ausgestrahlten ein angenehmer Ton erzielt werden kann, dem das Grün-Blau des Quecksilberdogens fehlt.

Das lautsprechende Telephon im Reichstage. Eine interessante Neuigkeit auf dem Spezialgebiete der Telephonie, die besonders den Vertretern der Presse eine Ueberraschung bieten dürfte, ist, wie „Prometheus“ berichtet, im deutschen Reichstage eingeführt worden: der Präsidentensitz ist ganz unauffällig mit dem Journalistenrestaurant einerseits und dem Bureau des Direktors andererseits durch ein lautsprechendes Telephon der Aktiengesellschaft Nix u. Genest verbunden. Sämtliche Vorgänge im Reichstage werden den Vertretern der Presse nach diesen Räumen durch den „Lautsprecher“ so deutlich mitgeteilt, als ob sie sich auf ihren Plätzen im Sitzungssaale befänden. Es dürfte interessant sein, zu sehen, wie der Unergründliche überrascht ist, wenn der „Lautsprecher“ während der Unterhaltung alles übertrönt und verkündet: „Der Abgeordnete so und so hat das Wort“, denn die Apparate sprechen derartig laut, daß sie alle Nebengeräusche, Stimmengewirr usw. übertrönten und in jeder Ecke des „Empfahls“ klar und deutlich zu verstehen sind.

Humoristisches.

— **Gumbinnen 4. Stallpöner-Goldap-Darlehnen.** Im Reichstags-Almanach heißt es beim Abg. Kretsch, deutschkonservativ: „Rechtsstudium Königsberg, Göttingen, Berlin, Korpsstudent.“ Beim Abgeordneten Graf v. Kanitz: „Universitätsstudium Berlin und Heidelberg.“ ^{69/70} Korpsstudent.“

Im nächsten Almanach werden wir lesen: Wahlkreis Wittschallen-Zilmeliden. Konrad Cerevisius (Reichspartei). Regierungsrat a. D., Rechtsstudium in Berlin und Bonn (X X X) Hochquart und Durchzieher. ^{69/70} ersten Chargierten der Landmannschaft Suebia abgestochen. Linkschläger.

Wahlkreis Niederfranzeswig II. Bruno Kneipmann (deutschkonservativ). Rittergutsbesitzer und Rittermeister der Reserve. Gymnasium in Breslau, drei Jahre in Quaria. Latein mangelhaft. Turnen vorzüglich. Mitglied der Pennälerverbindung Großprovincia. Monolle.

Wahlkreis Pommersdorf-Puffenthal. Erich Graf v. d. Schulte (Antisemit). Fideikommißbesitzer, Leutnant im 27. Landwehr- Dragoner-Regiment. Universität in Buzlau, Krysz und Piepenhagen. ^{69/70} Renkontre mit zwei Polypen. 24 Stunden Karzer, ^{69/70} alle Laternen auf dem Markt ausgedreht. 97 Festordner beim Stiftungskommers. Chronische Alkoholvergiftung. 98 als geheilt entlassen aus dem Sanatorium Pshorr. Einen Ganzen in die Welt!

Prost! Schnollis! Fiduzit!
(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Ein bisher kaum bekanntes Werk Canovas ist im römischen Nationalmuseum im Palazzo Corsini aufgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht worden. Es handelt sich um eine in großen Dimensionen gehaltene Marmorgruppe, die den Herkules darstellt, der Lidias, den Ueberbringer des Nessosgewandes, ins Meer säulendert. Der riesige Herkules hat den Jüngling an einem Bein und an den Haaren gepackt und holt gerade aus, um sein Opfer mit fürchterlicher Wucht fortzuschleudern.

Das Werk, das ganz von dem Geire des Meisters abweicht,

der sich bis dahin nur in der Darstellung der Ruhe und Anmut herborgetan hatte, ist in seiner Gesamtheit von gewaltiger Wirkung und köhnter Realistik. Die Ausführung zeigt nicht die Vollendung der anderen Werke Canovas. Die Gruppe ist unter eigenartigen Umständen entstanden und hat eine lange Geschichte hinter sich. Der Herzog Gaetani hatte eine Kolossalgruppe bei Canova bestellt und diesem die Wahl des Vorwurfs überlassen. Im Jahre 1796 wurde der Entwurf aufgestellt und fand allgemeine Bewunderung. Aber die französische Invasion verhinderte die Ausführung. In der Folge wäre die Statue beinahe von der französischen Republik erworben worden, um den französischen Herkules darzustellen, der die Monarchie vernichtet. Nach der Schlacht von Magnano lehrte die Stadt Verona den Spieß um und wollte die Gruppe erwerben, die nunmehr Oesterreich darstellen sollte, das die ausweichende Freiheit überwältigt! Aber der Kaiser von Oesterreich legte sein Veto ein. Endlich, im Jahre 1811, gab der Kunstmäzen Fürst Torlonia Canova den Auftrag, den Entwurf für 18 000 Studi (72 000 R.) in Marmor auszuführen. Die päpstliche Regierung verpflichtete Torlonia, das Kunstwerk nie aus Rom zu entfernen. Als der Palast Torlonia niedergedrückt wurde, erwarb der italienische Staat die darin enthaltenen Kunstschätze.

— Ein van Dyd für 50 Pentimes. Während Belgien den Verlust eines wertvollen van Dyd, der aus der Kirche von Courtrai gestohlen wurde, beklagt, ist in Baesmunster in der Nähe von Antwerpen ein wertvolles Bild desselben Künstlers unter merkwürdigen Umständen wieder aufgefunden worden. Es ist bekannt, daß van Dyd ein Porträt seiner Schwester, die als Nonne in einem Kloster nahe bei Baesmunster lebte, gemalt hat und daß diese das Bild dem Kloster geschenkt hat. Während der Revolution wurde das Kloster jedoch zerstört und die in ihm enthaltenen Kunstschätze in alle Winde zerstreut. Am vorigen Donnerstag fand nun ein Verkauf von verschiedenen Ueberbleibseln aus diesen Baulichkeiten statt und hierbei erstand auch ein am Ort ansässiger Notar einen Haufen altes Holz, für das er ganze 50 Pentimes zahlte. Als er sich seinen Kauf näher ansah, fand er zu seiner freudigsten Ueberraschung das Bild, das sich als der verloren geglaubte van Dyd erwies. Das Bild ist lebensgroß; das sehr lebendig wirkende Gesicht ist gut erhalten, während die Leinwand an den anderen Stellen kleine Löcher aufweist, die aber leicht ausgebessert werden können.

— Schwefel auf den Fixsternen. Norman Lockyer, einer der berühmtesten englischen Astronomen, der in den letzten Jahren besonders wichtige Studien über die Fixsterne, ihre Temperatur und Zusammenziehung veröffentlicht hat, fügt seinen Arbeiten jetzt in einem Vortrage vor der Londoner Royal Society eine wichtige Mitteilung über das Vorhandensein von Schwefel auf fernem Himmelskörpern hinzu. Selbstverständlich sind diese Untersuchungen auf der Beobachtung der Spektren der betreffenden Sterne begründet. Zuerst entdeckte Lockyer einige der stärksten Linien des Elements Schwefel im Spektrum des bekannten Sternes Nigel im Sternbilde des Orion. Niemals zuvor waren diese Linien in irgend einem Sternspektrum wahrgenommen worden. Zwei besondere Linien des Schwefels fehlten allerdings im Spektrum des Nigel, wurden aber dafür in dem zweier anderer Sterne des Orion entdeckt, der Bellatrix und des Sternes Epsilon, die eine höhere Temperatur zu besitzen scheinen als der Nigel. Vielleicht wird das Vorkommen von Schwefel auf Fixsternen wieder ein neues Mittel darbieten, die Entwicklung der Sonnen im Weltraum tiefer zu ergründen.

— Ein dornenloser Kaktus ist im Nationalmuseum der Vereinigten Staaten in Washington aufgestellt. Diese Neuheit ist eine Züchtung von Luther Burbank in Kalifornien, der als Züchter neuer Arten in der Pflanzenwelt berühmt geworden ist. Besondere Erfolge hatte Burbank unter anderem mit der Kartoffel zu verzeichnen. — Der stachellose Kaktus wächst in trockenem wie in feuchtem Klima und man rechnet damit, daß er in Arizona, Neu-Mexiko, Texas und Süd-Kalifornien als Viehfutter sehr nützlich sein wird. Der im Museum aufgestellte Stamm ist etwa drei Fuß lang, einen Fuß breit und drei Zoll dick; er sieht aus wie eine Wassermelone, die man breit gedrückt hat. Als neues Nahrungsmittel für Rindtiere könnte er sich als sehr wertvoll erweisen, besonders in heißen, trockenen Gegenden.

— Indische Zauberer. Ein Leser schreibt uns: Die in Nr. 238 unter dieser Spizmarke gebrachte Notiz, nach der ein Gauller in kurzer Zeit aus einem Samen Korn eine Pflanze wachsen läßt, erinnert mich an ähnliche Zaubertricksstücke, die wir als Knaben zur Ueberraschung unserer Zukunfts vorführten. Wir arbeiteten allerdings nicht mit indischem Bambusgründel und doch konnte unser Publikum sozusagen das Gras wachsen sehen. Wir mischten gute Gartenerde mit etwas frischem ungelöschten Kalk und legten Samen von Kresse und Salat, die 24 Stunden vorher in Weingeist aufbewahrt waren, in das Erdreich. Darauf wurde das ganze aus einer feinen Branje herzhast besprengt. Das Wasser löschte den Kalk im Erdreich, so daß sich eine enorme Wärme entwickelte, und der präparierte Same trieb seine jungen Pflänzchen in etwa 30 Minuten an die Oberfläche. Wenn unsere sonstigen Zauberstücke erledigt waren, zeigten sich die Kresse- und Salatpflänzchen in einer bereits ansehnlichen Höhe, man konnte sie buchstäblich wachsen sehen. Die rechte Samenbehandlung und Erdmischung wiß allerdings ausprobiert sein, sonst aber macht der Scherz gar keine Schwierigkeit. Natürlich sind die so getriebenen Pflanzen ungenießbar, sie schmecken bitter.